

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 6 (1916)
Heft: 1

Artikel: Vetter Jeremias und die Schwestern Tanzeysen
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633174>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 1 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 1. Januar

Uebergang.

Von Alfred Hugenberg.

Bekanntlich kommt im Januar
Mit Schlips und Strack das neue Jahr;
Wir zeichnen den Gast mit Ehren aus,
Das beste Bett kriegt er im Haus.

Am Morgen früh, zu unserm Leid,
Erscheint er schon im Werktagskleid,
Zerflossen ist der Glorienschein.
Was wird da viel dahinter sein?

Wir weben an der alten Schnur;
Bald zeigt ein kleiner Knoten nur
Bescheidenlich die Stelle an,
Allwo mit Pomp ein Jahr begann.

Detter Jeremias und die Schwestern Tanzeysen.

Eine Verlobungsgeschichte von Lisa Wenger.

Man merkte es ihnen ihr Leben lang nicht an, den guten Schwestern Tanzeysen, daß sie in einer großen Stadt geboren, zur Schule gegangen und unter dem Dach ihrer Eltern gelebt hatten bis zu den Jahren, in denen es nicht mehr so sehr auf ein paar weniger oder mehr ankommt. Nach dem Tode von Vater und Mutter hatten die Schwestern beschlossen, zusammenzubleiben, teils um die Zinsen ihres kleinen Vermögens so besser auszunutzen, teils aus reiner Anhänglichkeit.

Karoline Tanzeysen war zwei Jahre älter als ihre Schwester Kunigunde, die eine Neigung zu neuen Moden und Gewohnheiten, wenn auch nur in bescheidenstem Maße, zeigte und sich zum Beispiel angewöhnt hatte, ihre Briefe mit lateinischen Buchstaben zu schreiben, als diese Schrift in den Schulen eingeführt wurde.

Karoline hatte gegen die Neuerung nichts einzuwenden als den Umstand, daß die Schwestern nun ihre Taschentücher nicht mehr gemeinsam brauchen konnten, denn die Konsequenz erforderte es, daß Kunigunde ein C. sticken ließ, während Karoline bei ihrem K. verblieb.

Kunigundes Neuerungssucht zeigte sich auch darin, daß sie einstmals ihre dünnen Zöpfelein kurzerhand abschchnitt, weil ihr das Kämmen zu langweilig war. Sie hatte aber wenig Vorteil davon, denn nun heftete sie, um die Rissen nicht zu beschmutzen, allabendlich ein ausgebleichtes Tüchlein

darüber, das sie des Morgens sorgfältig gefaltet unter dem Kissen verbarg.

Karoline hatte ein langes, schmales Gesicht und eine lange Nase. Sie befestigte ihre Haare auf dem Hinterkopf mit einem fettigen Bändchen, wo sie gelblich und wohlgerochen sich darumringelten. Auf der schmalen Stirn lagen Runzeln, die, wenn Karoline schläfrig wurde, sich hoben und answollen.

Kunigunde war braun und klein. Damit ihr die gestutzten Haare nicht ins Gesicht fielen, band sie sie mit einem glatten Sammetband zusammen und bündelte die glatten Strähnen mit einem Reß. Sie war fröhlichen Gemüts und lachte gern, wenn sie auch nicht wählerisch war, was die Ursache ihres Lachens betraf. Philosophie schrieb sie mit einem F und behauptete, ihre Mutter hätte es auch so geschrieben und dabei gesagt, für eine so hirnverbrannte Sache sei ein F gut genug.

Sie trugen noch die Wäsche von ihrer Großmutter. Auswendig kleideten sie sich eine wie die andere: grau, dunkelbraun oder schwarz. Hüte trugen sie drei Jahre nacheinander unverändert. Das erste Jahr am Sonntag, das zweite an den schönen Alltagen und das dritte bei Regenwetter oder um den Gang auf den Markt zu unternehmen und des Abends, um das Gratisblättlein „Der Stadtbote“ beim Bäcker zu holen.

Der Augenblick, in dem der „Stadtbote“ bei den Schwestern einzog, war die Krone des Tages, das eigentliche Erlebnis. Dies Bildungsmittel, auf das die Schwestern Tanzen sich vom Morgen an freuten, brachte ihnen eine Stunde ungetrübten Behagens.

Im Sommer lasen sie ihn sogleich, im Winter aber übten sie sich dadurch in der Selbstbeherrschung und steigerten zugleich den ersehnten Genuß, daß sie mit dem Bringen der Lampe so lange warteten, bis in der benachbarten Helvetiastraße die dritte Laterne, die man durch eine Lücke der Häuser sah, angezündet wurde. Keine Minute vorher und keine Minute nachher brachte Kunigunde die Lampe. Die Schwestern saßen bis dahin im Dunkeln und hoben sich schwarz von dem Fenster ab, hinter dem der Himmel einen immerhin um ein paar Töne helleren Hintergrund bildete.

In demselben Augenblick aber, in dem das fröhliche Licht der Gaslaterne in seinem gläsernen Häuschen aufflamnte, erhob sich Kunigunde. Sie holte die Lampe und zündete sie an. Das Spänchen, das übrig blieb, legte sie in ein Porzellantörbchen auf dem Nebentisch. Später mußte es dazu dienen, das Vignolilämpchen, das Karoline punkt halb zehn Uhr brachte, in Brand zu setzen. Karolines harte und ein wenig unbewegliche Finger hielten das bereits ausgediente Lichtspenderlein über die Lampe, die hilflos mit langem blauem Hals darnach flammte und so lange leuchtend belebte, bis es zu brennen anfang.

Stand die Lampe auf dem Tische, so wurde die Abendarbeit herbeigeholt und die Schwestern schnitten winzige Hemdlein zu oder Windelhöschen oder derartiges, das sie in großen Mengen verarbeiteten und um derentwillen sie sich manchen Vergnügens enthielten, um Flanelle oder Barchent kaufen zu können.

Nach allen diesen Vorbereitungen begann endlich das Lesen des Tageblättleins. Karoline nahm ihr Vornon, denn ihre Nase war so beschaffen, daß es bequem wie ein Dachreiter darauf sitzen konnte, während Kunigundes Stumpfnäschen mit einer Brille vorliebnehmen mußte.

Kleine, ungefährliche Scharmügel spielten sich während des Lesens ab. Karoline warf Kunigunde vor, daß sie bei den Kommas nicht halte und man nie wisse, ob das, was sie lese, zum Vorherigen gehöre oder zu dem, was nachkomme; und Kunigunde beklagte sich, daß Karoline am Ende eines jeden Satzes die Stimme hebe, so daß man meine, es komme noch etwas, und dann enttäuscht sei.

Die Todesanzeigen eröffneten den Reigen. Beide Schwestern lasen sie mit einer feierlichen, den Umständen nach etwas hohlen erhobenen Stimme. Darauf drehten sie das Blatt um und sahen auf der letzten Seite nach, wieviel Dienstmädchen gesucht wurden, was ihnen einen Seufzer der Zufriedenheit und ein kleines spöttisches Lachen entlockte, denn sie hielten sich keine Hilfe.

Geschlossen marschierten nun die Unglücksfälle auf, die Verbrechen, die Großfeuer und Streife, und die Schwestern jammerten während ungefähr sieben Minuten ob Welt und Menschen, fragten sich, ob denn der alte Gott nicht mehr lebe und bestätigten wieder einmal, daß man der herrschenden Genußsucht, die auf einen nicht mehr zu über-

bietenden Gipfel gestiegen sei, die Schuld an allen diesen Ereignissen zuschreiben müsse.

Ramen Sittlichkeitsverbrechen, Ehebrüche mit darauf folgendem Mord vor, wie es leider mindestens jede Woche einmal geschah, so reichte Kunigunde, wenn sie am Lesen war, den „Boten“ Karoline, die immerhin die ältere war, damit diese abfällig schädigende oder das Schamgefühl verletzende Worte gebührend umschreiben konnte.

Aufsätze über Viehzucht interessierten wenig. Reisebeschreibungen machten keinen Eindruck, denn die Schwestern waren erst einmal in ihrem Leben über die Grenzen des Landes hinausgekommen, wobei sie sich gewundert hatten, daß man dort dem Boden die Veränderung nicht anmerkte. Vorschläge jedoch, wie das Holz trocken eingebracht werden könne und wie man Erdhunde aus dem Garten verjage, lasen sie in höchster Spannung, obgleich sie Torf brannten und keinen Garten hatten.

Das Feuilleton sparten die Schwestern bis zuletzt auf, wie die Mandel auf dem Kuchen. Ehe es vorgelesen wurde, rüttelten sie sich, räusperten und schneuzten sich.

„Die Kommas, die Kommas!“ mahnte Karoline, wenn Kunigunde beim Lesen wie ein feuriges junges Pferd mit der Geschichte durchging.

„Die Stimme, hebe die Stimme nicht!“ ächzte dagegen Kunigunde, wenn die Schwester jeden Satz mit einem Fragezeichen schloß.

Die Literatur war der Damen Tanzen Lust und Leidenschaft. Sie gingen darin so weit, sich an der Weihnacht gegenseitig ein Buch zu schenken und wiederholten diesen höchsten Beweis der Kultur auch an den Geburtstagen. Die Auswahl wurde mit Sorgfalt getroffen. Während des ganzen Jahres notierten sie sich alles, was im „Boten“ je angepriesen wurde, und ließen in der letzten Novemberwoche einen ganzen Armkorb voll Bücher zur Ansicht kommen.

Das Buch, das sie wählten, mußte ein edles Buch sein. Je mehr Opfer die Liebenden brachten, sei es ihren Eltern — dies Moment kam leider kaum mehr vor —, sei es sich selbst, sei es der Moral, desto lieber war es ihnen. Totschlagen durfte man sich nur zu einem guten Zweck. Selbstmord war verpönt, es sei denn, daß es um der Ehre der Familie willen geschah oder wenn sich ein armes verführtes Mädchen gar nicht mehr anders helfen konnte.

„Apfelsinens Lebenslauf“ — oder hieß sie Friedesfinchen — war ihr Lieblingsbuch. Der „Erbe von Redklyffe“, der noch aus ihrer Jugendzeit stammte und dem sie treu anhängen, stand vorn auf ihrem winzigen Bücherbrett. Schön fanden sie den „Laternenanzünder“ aus ihrer Pensionszeit, „Himmelan“, „Des Kreuzes Kampf und Sieg“, und allen ihren Patenkindern weiblichen Geschlechts schenkten sie „Ein Mädchen aus der guten alten Schule“, das zuletzt nicht mehr aufzutreiben war und auch antiquarisch als verschollen erklärt wurde.

Karoline und Kunigunde Tanzen hatten viele Freundinnen. Männer kannten sie kaum. Außer dem Pfarrer, dem Verwalter ihres Vermögens, und den Präsidenten ihrer Vereine sprachen sie kaum je mit einem Ver-



Benjamin Vautier: In der Gemäldegalerie (1880).

Original im Museum Arlaud in Lausanne.

In einer Münchener Galerie wohl hat der Künstler dieses köstliche Stück Leben erlauscht; bairische Landleute im Sonntagsstaat stehen betrachtend vor einem Bild, das ihnen besonderen Eindruck zu machen scheint. Jedes der fünf Gesichter spiegelt eigene Gedanken wieder, der Erkenntnisstufe ihrer Träger entsprechend. Eine Prachtsfigur dieser Bauer! Die frische Schönheit der beiden Mädchen erstrahlt im Lichte der weißen Schürzen. — Vautier aus Morges (1829—1899), erst Emailmaler, dann Kunstbesessener in Düsseldorf und München, seit 1857 Professor in Düsseldorf.

treter des andern Geschlechts. Darüber hatten sie sich nie Gedanken gemacht. Phantasie hatten sie nicht viel, eitel waren sie nicht und Koketterie kannten sie höchstens dem Namen nach. Sie hatten nie, weder laut noch leise, Sehnsucht nach der Ehe gehabt und konnten sich ein schöneres und friedvolleres Zusammenleben nicht denken als das ihre — kurz, sie fühlten, erlebten und empfanden Freude und Leid gemeinsam, hatten denselben Geschmack und — Runginde hatte im Laufe der Zeit die Sucht nach Neuerungen aufgegeben — entsehten sich über dieselben Dinge, zum

Beispiel darüber, daß die Frau Krause, die Wäscherin, die Kartoffelsuppe mit Rahm kochte und ihn von der Milch abschöpfte, die doch ihren krummbeinigen Kindern wohlgetan hätte, oder darüber, daß die Nähterin Zwiebel ihr lediges Kind in Weiß kleide.

Daß sie gute Christinnen waren, versteht sich von selbst. Sie saßen allsonntäglich auf der sechsten Bank, von der Kanzel aus gerechnet, konnten sich aber, wenn sich schon jemand dort eingenistet, erst beim zweiten Singen an einen fremden Platz gewöhnen.

Die Burgen und Schlösser in der Umgebung Berns.

Wir möchten uns die Umgebung unserer Stadt nicht gerne ohne die sommerlichen Ausflugsziele Grasburg und Gehristen denken. Tausende von Stadtbürgern lenken Sonntags ihre Schritte diesen Burgruinen zu, den Familienwagen oder aber ein paar Bubenrucksäcke mit Bidniederbissen bepackt, um abends müde, aber glücklich wieder den heimischen Türmen und Dächern zuzuwandern. Ein Stündchen im Waldesshatten und im Grase geruht, auf den Mauerresten herumgeklütert, ein Räuber- oder Ritterspiel

gespielt, das war der Höhepunkt der Tageserlebnisse; aber das genügt auch zumeist, die Woche mit einem heimlichen Glück zu versüßen. Wer es noch nie erlebt, dieses Erinnerungsglück, der mache sich schleunigst auf, d. h. nehme sich vor, das Versäumte nachzuholen in schöner Frühlings- oder Sommerszeit.

Berns nähere und weitere Umgebung ist reich an Erinnerungen aus der Zeit der Feudalherren, die auf Burgen und Schlössern saßen. Die ältesten Bauwerke dieser Zeit